

Ian NISH: *Japan's Struggle with Internationalism. Japan, China and the League of Nations, 1931–1933*. London: Kegan Paul 1993. 286 S.

Mit dem Ende des Ost-West-Konflikts ist die Welt zwar keineswegs friedlicher geworden, eine These lautet aber immerhin, daß die Chancen zur kooperativen und friedlichen Beilegung internationaler Konflikte gestiegen seien. Begründet wird diese These mit der Renaissance der Vereinten Nationen, deren Sicherheitsrat nicht mehr unter dem paralysierenden Fallbeil des Vetorechts der Supermächte steht, das im Zweifelsfalle alle streitbeilegenden Aktivitäten zu blockieren vermochte. Ob die Idee der kollektiven Sicherheit sich allerdings in Zukunft verwirklichen läßt, die Vereinten Nationen über entsprechende internationale Autorität verfügen und ihre Sanktions- und Interventionsmechanismen greifen, ist angesichts des bosnischen oder somalischen Dramas eine offene Frage.

Vor diesem Hintergrund ist das kürzlich erschienene Buch des englischen Historikers und Japan-Spezialisten Ian Nish über die Mandschurei-Krise der Jahre 1931–1933 und die Bemühungen des Völkerbundes, zu einer friedlichen Lösung zu kommen, von durchaus aktuellem Interesse, liest sich stellenweise gar wie ein Lehrstück über die Möglichkeiten und Grenzen, ob und wie internationale Konflikte durch die Staatengemeinschaft überhaupt beizulegen sind. Der Völkerbund, im Grunde die Vorläuferorganisation der Vereinten Nationen, war am Ende des Ersten Weltkriegs auf Initiative des damaligen amerikanischen Präsidenten Wilson gegründet worden mit der Zielsetzung, in Zukunft weitere Katastrophen dieser Art zu verhindern. Obwohl paradoxerweise weder die USA selber noch die Sowjetunion jemals Mitglied wurden, vereinigte er doch nahezu alle damals souveränen Staaten. Zu seinen Gründungsmitgliedern zählte auch Japan, das zusammen mit Großbritannien, Frankreich und Deutschland einen der vier ständigen Sitze im Rat innehatte. Für Japan und die japanischen „Internationalisten“, insbesondere im Außenministerium vertreten, war die Mitgliedschaft eine sehr prestigeträchtige Angelegenheit, da das Land zu diesem Zeitpunkt noch sehr auf internationale Anerkennung als gleichberechtigte und geachtete Großmacht bedacht war. Dieses Ziel stand allerdings im krassen Gegensatz zu den nationalistischen und expansionistischen Kreisen, insbesondere im Militär, die diesen Anspruch eher durch einen nachholenden Kolonialismus in Ostasien zu untermauern suchten. Nachdem man sich bereits Taiwan und Korea einverleibt hatte und diverse Konzessionen und exterritoriale Rechte, inklusive der Truppenstationierung, in der Mandschurei erworben hatte, lautete das Ziel, die drei nordöstlichen Provinzen ganz aus dem chinesischen Staatsverband herauszubringen, dort den japanischen „Lebensraum im Osten“ zu suchen und die Rohstoffbasis für einen weiteren militärischen Aufbau zu schaffen.

Die politischen Chancen zur Durchsetzung dieser Ziele waren nicht schlecht, da die chinesische Nationalregierung in Nanking ein sehr fragiles Gebilde war, die Mandschurei von Warlords beherrscht wurde, die sich nur zögernd der Autorität Chiang Kaisheks beugten, die Sowjetunion als ehemalige Vormacht in der Region genug mit sich selbst zu tun hatte, die europäischen Großmächte in Europa auf Konfliktkurs lagen und in den USA einer isolationistischen Politik noch der Vorzug gegeben wurde.

Anlaß für die Mandschurei-Krise war der sogenannte Mukden-Zwischenfall vom 18.9.1931, als es in der Stadt Mukden zu einem Sprengstoff-Anschlag auf die unter japanischer Kontrolle stehende Südmandschurische Eisenbahn kam, der vermutlich von den japanischen Militärs selber inszeniert worden war, aber der chinesischen Seite in die Schuhe geschoben wurde. Japan besetzte anschließend in einer raschen und offenbar von

langer Hand geplanten Aktion alle wichtigen Städte in der Region. Der geringe Widerstand der örtlichen Warlords wurde militärisch gebrochen. China rief daraufhin aus seiner schwächeren Position heraus den Völkerbund um Vermittlung an, dessen schwerfällige Maschinerie nur allmählich in Gang kam.

Nish thematisiert in seiner sehr flüssig zu lesenden Darstellung die verschiedenen Ebenen, auf denen der Konflikt ausgetragen wurde. Die beteiligten Akteure finden sich einmal in der japanischen Innenpolitik, bei der sich mindestens drei Gruppen ausmachen lassen: Die Offiziere der sogenannten Kwangtung-Armee vor Ort, die aus der Mandschurei eine regelrechte Kolonie nach koreanischem Muster machen wollten, die zunächst zögerliche Armeeführung in Tōkyō, die am Ende aber immer den abenteuerlichen Kurs der lokalen Militärs deckte, und das in Tauben und Falken gespaltene Kabinett, das die drohende Isolierung des Landes vor Augen hatte. Weitere Akteure waren die chinesischen Diplomaten der Nationalregierung, die über die Mobilisierung der Weltöffentlichkeit die Krise auch zum Anlaß nehmen wollten, den Einfluß der Nanking-Regierung auf die Mandschurei auszudehnen. Im Vordergrund steht allerdings die Perspektive der vom Völkerbund eingesetzten Kommission, nach ihrem Vorsitzenden Lytton-Kommission genannt, die den „Zwischenfall“ aufklären und Vorschläge zur Lösung des Konflikts unterbreiten sollte.

Die japanische Taktik bestand anfänglich darin, den Völkerbund herauszuhalten mit dem Argument, es handele sich um eine bilaterale Angelegenheit zwischen China und Japan; so inszenierte man eine „Unabhängigkeitsbewegung“ in der Region und inthronisierte den letzten chinesischen Kaiser Pu Yi (als Vertreter der Mandschu-Dynastie) als Regenten von „Manchukuo“, dessen Regierung sich allerdings in völliger Abhängigkeit von den japanischen Militärs befand. Dies alles geschah, während die Lytton-Kommission noch vor Ort, d. h. in Tōkyō, Mukden, Peking und Shanghai mit der Untersuchung der Ereignisse beschäftigt war. Der Auftrag der Kommission war insofern heikel, als der Idealismus der Völkerbund-Idee mit den partikularen Interessen der europäischen Großmächte zu vereinbaren war, die ja ihrerseits noch wie Japan exterritoriale Rechte in China beanspruchten, die Mitglieder der Kommission nicht alle eine eindeutig prochinesische Haltung verfolgten und eine Verschärfung des Konflikts unter allen Umständen vermieden werden sollte. Als aber das Ergebnis absehbar wurde, nämlich eine, wenn auch diplomatisch formulierte, Stärkung der chinesischen Position, war die Eskalation unvermeidlich.

Die Veröffentlichung des Berichts der Lytton-Kommission am 1.10.1932 wurde von seiten Japans mit der diplomatischen Anerkennung „Manchukuos“ gekontert. Die anschließende Forderung des Völkerbunds, Japan solle seine Truppen zurückziehen, eine Anerkennung „Manchukuos“ käme außerdem nicht in Frage, wurde von Japan mit dem Austritt aus dem Völkerbund beantwortet. Am Ende stand dann das paradoxe Ergebnis, daß China zwar einen moralischen Sieg davongetragen hatte – „Manchukuo“ wurde später lediglich von den „Achsenmächten“ Deutschland und Italien anerkannt – die extremen Ziele der japanischen Falken aber erreicht worden waren. Auf der Strecke blieben die japanischen Internationalisten, die Zug um Zug alle einflußreichen Positionen im Regierungsapparat räumen und mehr und mehr das Feld den Militärs überlassen mußten. Auf der Strecke blieb auch die Idee des Völkerbunds, da er seine erste ernsthafte Bewährungsprobe nicht bestanden hatte, auch wenn von vielen Seiten der Austritt Japans begrüßt und durchaus auch forciert worden war.

Die damalige Schwäche des Völkerbunds bestand darin, daß die künftigen Supermächte USA und Sowjetunion Nichtmitglieder waren und daß seine führenden Mitglieder

in absteigende und aufsteigende Mächte gespalten waren. Großbritannien und Frankreich suchten mittels des Völkerbunds den status quo zu bewahren, Japan und Deutschland wollen, im Zweifelsfalle auch gegen den Völkerbund, den status quo verändern.

Nishs Analyse zeigt, daß eine Idee allein nicht ausreicht, wenn sie nicht auch über entsprechende Machtmittel und einen wirksamen Sanktionskatalog verfügt. Daß Japan seinen abenteuerlichen Kurs so konsequent bis zum bitteren Ende von Hiroshima fortsetzen konnte und es sich leichtfertig in die Isolation hineinmanövierte, wird von Nish mit der These begründet, daß Japan eben die bitteren Erfahrungen des Ersten Weltkriegs nicht gemacht, auf dessen asiatischem Schauplatz vielmehr als Gewinner hervorgegangen war. Aber auch die gegenteilige Erfahrung hinderte Deutschland nicht daran, einige Jahre später einen ähnlichen Kurs zu verfolgen und damit dem Völkerbund den endgültigen Todesstoß zu versetzen.

Die Vereinten Nationen waren nach Kriegsende der zweite Anlauf zu einer neuen Weltordnung, der sich aber 40 Jahre lang im Ost-West-Konflikt verhedderte. Mit dessen Ende besteht nun eine neue Chance. Die Mandschurei-Krise lehrt allerdings, daß einem entschlossenen Aggressor von Anfang an entschieden entgegen getreten werden muß, daß die führenden Mächte sich einig sein müssen und daß die gemäßigten Kräfte auch in den aggressiven Staaten zu stützen sind, soll die Idee der kollektiven Sicherheit jemals Wirklichkeit werden.

Ulrich Menzel, Braunschweig